

1. »Wir sind schon da«: Das Zeugnis von LGBTQIA+-Personen im gesellschaftlichen Raum der Be- und Entgrenzung?

Am 5. Februar 2021 bebte nicht nur das mediale Deutschland, sondern wie ein Lauffeuer verbreitete sich international das Zeugnis von 185 Schauspieler_innen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz und blieb für mehrere Wochen zentrales Gesprächsthema sozialer Medien.¹ Unter dem Titel »Wir sind schon da« outeten sich im Magazin der Süddeutschen Zeitung 185 Menschen als Lesbisch, Schwul, Bisexuell, Queer, Nicht-Binär und Trans. Mit dem Hashtag #actout und in einem gemeinsam verfassten Manifest fordern die Schauspieler_innen mehr Anerkennung und Diversität in Theater, Film und Fernsehen. Zwar gestehen sie ein, dass »Diversität [...] in Deutschland längst gesellschaftlich gelebte Realität« ist, sich dieser Fakt aber noch immer »zu wenig in unseren kulturellen Narrativen wider[spiegelt]«². Vor allem aber bezeugen die Schauspieler_innen einen Missstand:

»Bisher konnten wir in unserem Beruf mit unserem Privatleben nicht offen umgehen, ohne dabei berufliche Konsequenzen zu fürchten. Noch zu oft haben viele von uns die Erfahrung gemacht, dass ihnen geraten wurde – sei es von Agent*innen, Caster*innen, Kolleg*innen, Produzent*innen, Redakteur*innen, Regisseur*innen usw. –, die eigene sexuelle Orientierung, Identität sowie Gender geheim zu halten, um unsere Karrieren nicht zu gefährden.«³

¹ Exemplarisch seien etwa die US-amerikanische Fachzeitschrift *Hollywood Reporter*, der italienische *Corriere della Sera*, das griechische Magazin *Lifo* und die kroatische Tageszeitung *Jutarnji list* genannt. Vgl. für eine Replik auf die nationalen und internationalen Resonanzen auch Britzelmeier, Wir alle.

² Emcke et al., Ich komme, 13.

³ Ebd.

Sechs der 185 Schauspieler_innen – Jonathan Berlin, Godehard Giese, Mehmet Ateşçi, Tucké Royale, Karin Hanczewski und Eva Meckbach⁻⁴ erklären im großen Interview mit Carolin Emcke und Lara Fritzsche, was sich in der Kunst ändern muss, damit sich eine Gesellschaft und ihre Politik maßgeblich verändern können. Nicht nur antworten alle sechs Schauspieler_innen auf die Frage, ob dieses Interview für sie eine Lebensentscheidung ist, unisono mit »Ja!«, sondern wie ein roter Faden zieht sich ein Gedanke durch das Gespräch, den Tucké Royale auf den Satz bringt: »Ich komme aus einer Welt [...], die mir nicht von mir erzählt [...].«⁵

Die sechs Schauspieler_innen erzählen davon, dass sie in einer Welt aufgewachsen sind und noch immer leben, in der ihr Zeugnis nicht oder zu wenig gehört wird. Ihre Zeug_innenschaft spielt sich an den Rändern der Gesellschaft ab. Und wenn sie mitten in ihr geschieht, dann oft, ohne dass die Dominanzgesellschaft Notiz davon nimmt. Bis heute führt die Zeug_innenschaft von LGBTQIA⁺-Personen zuweilen ins Leere: Sie bleibt marginal für das Selbstverständnis einer Gesellschaft, müssen Queere Menschen doch bis heute um kulturelle Akzeptanz, Anerkennung und gesetzliche Gleichberechtigung kämpfen. Unbetroffene mag diese Wahrnehmung von Betroffenen erst einmal irritieren, möglicherweise klingt sie in den Ohren Unbetroffener gar befremdlich, doch für Betroffene ist diese Wahrnehmung eine alltäglich empfundene und widerfahrende Realität. Als Minorität innerhalb einer cis-heteronormativen⁶ Welt zu leben bedeutet nicht selten, unsichtbar und ungehört zu sein. Müsste dann aber für Cis-Heterosexuelle nicht gelten, dass die Zeug_innenschaft von Queeren Menschen ein Phänomen an den Grenzen des Verstehbaren ist? Denn wie es sich anfühlt und wie es ist, als nichtheterosexuelle oder Trans Person in einer Welt zu leben, die zu wenig von ihr erzählt, wissen Cis-Heterosexuelle nicht. Doch können sie es auch nicht verstehen? Und vor allem: auch im Jahr 2021, in dem sich westliche Gesellschaften gerne als besonders plural und aufgeklärt präsentieren?

Es ist 43 Jahre her, seit es im deutschen Magazin *stern* eine ähnliche Outing-Aktion gab: 682 Männer bezeugten öffentlich ihr Schwul-Sein und bekannten, sich nicht länger verstecken zu wollen.⁷ »Das war damals ein journalistischer Coup und ein kollektiver Ausdruck von verzweifeltem Mut.«⁸ Wie aber kommt es, dass auch heute noch öffentliche Coming-outs diese Schlagkraft haben? Und das Bezeugen und Bekennen, nicht he-

4 Neben diesen sechs begründen fünf weitere Schauspieler_innen – Erwin Aljukic, Emma Bading, Oskar Melina Borcherding, Ulrike Folkerts, Lamin Leroy Gibba – in einem Kurzstatement, warum sie sich für dieses Gruppen-Outing entschieden haben und was sie sich davon erhoffen.

5 A.a.O., 10.

6 Der Begriff und die Konzeption der Heteronormativität ist ein Dispositiv, das im 19. Jahrhundert im Westen entstanden ist und auf andere Kulturen oft erst durch die Kolonialisierung übertragen wurde (vgl. Tietz, Homosexualität, 462–502). Heteronormativität steht für eine Ideologie normativer Zweigeschlechtlichkeit und normativer Cis-Heterosexualität mit ausgrenzenden und diskriminierenden Praxen gegenüber Menschen, die entweder ein nicht-cis Geschlecht oder eine nicht-heteronormative Sexualität haben und leben (vgl. ausführlicher Wagenknecht, Was ist, sowie Haller, Die Entdeckung). Zur Komplexität und den Grenzen dieser Kategorie vgl. Hark, Heteronormativität.

7 Die Ausgabe erschien als Heft Nr. 41 am 5. Oktober 1978 mit dem Titel »Wir sind schwul«. Vgl. dazu Feddersen, Der Kampf.

8 Nicodemus/Kümmel, Endlich.

terosexuell oder nicht cis zu sein, noch immer so viel Mut erfordert? Wie kann es sein, dass es im Jahr 2021 für nichtheterosexuelle und Trans Menschen gerade in dem Bereich, der menschliches und kulturelles Dasein kritisch und frei erforscht – die Kunst –, keine Selbstverständlichkeit ist, unverstellt und offen zu leben? Warum ist der Raum, an und in dem nichts außer Frage stehen sollte, für LGBTQIA⁺-Menschen ein Ort der Tabus, des Versteckens und der Unsichtbarkeit? Ein Grund könnte in der räumlichen Segregation von auch und gerade aufgeklärten, liberalen und sich diversifizierenden Gesellschaften und Demokratien liegen.

Missstände, wie sie im genannten Interview bezeugt werden, entstehen nicht plötzlich, unvermittelt und unvorhersehbar. Sie schlummern und bahnen sich an – und das nicht selten über Jahre. Die Grenzen und Gräben, die sich durch eine Gesellschaft und ihre Politik ziehen, sehen nicht alle, zumal sich Hass, Unrecht und Diskriminierung oft an Orten und in Räumen vollziehen, die Privilegierte nicht erleben. Und so kommt es, dass Letztere die Probleme zuweilen erst dann wahrnehmen und erkennen, wenn sie selbst oder ihre Nächsten davon betroffen sind. Oder die Ungerechtigkeiten werden für Unbetroffene dann real, wenn jene eskalieren: wenn eine Volksmenge andere Menschen jagt, Gebäude in Brand setzt oder Personen ermordet. Doch für die Betroffenen fangen Missstände viel früher an: auf der Straße oder im Netz, in Schulen und am Arbeitsplatz, abends oder am helllichten Tag, unter Fremden, aber auch unter angeblichen Freund_innen, in der Sprache, im Denken und im Fühlen. Was im Jahr 2021 anders ist als noch vor 43 Jahren, ist möglicherweise das, was Emcke eine »janusköpfige Toleranz« nennt:

»Es gab in den letzten Jahren [...] ein zunehmend artikuliertes Unbehagen, ob es nicht doch langsam etwas zu viel sei mit der Toleranz, ob diejenigen, die [...] anders lieben, nicht langsam auch mal zufrieden sein könnten. Es gab diesen [...] Vorwurf, nun sei doch seitens [...] der Homosexuellen [...] auch mal etwas stille Zufriedenheit angebracht, schließlich würde ihnen so viel gestattet. [...] Dieser eigentümliche Vorwurf der mangelnden Demut paarte sich klammheimlich mit Eigenlob für die bereits erbrachte Toleranz. [...] Als sei es doch lobenswert, dass Homosexuelle nicht mehr kriminalisiert und eingesperrt werden. Dafür sei doch jetzt mal etwas Dankbarkeit angebracht. Dass sich Homosexuelle privat lieben, das sei ja in Ordnung, aber warum auch noch öffentlich heiraten?« (GdH 13f.)⁹

Das aber bedeutet: Sexuelle und geschlechtliche Differenzen spielen bis heute eine Rolle, weil ihre Akzeptanz und Gleichberechtigung nach wie vor nicht vollumfänglich auf den Weg gebracht und erreicht ist. Allerdings gilt auch, was Benno Gammerl in seiner »Emotionsgeschichte« Schwulen und Lesbischen Begehrens in der Bundesrepublik festhält:

»Auch wenn rechtliche Gleichheit irgendwann errungen sein sollte, bleiben die Unterschiede bedeutsam. Nicht als Hierarchien, eher als Variationen. In diesem Sinne

9 Die Widersprüchlichkeit wird mensch schnell bewusst, wird die Argumentation, gleichsam als Gedankenexperiment, in ihr Gegenteil verkehrt: Heterosexualität ist durchaus akzeptabel, aber warum muss diese so offen gelebt werden? Reicht es nicht, wenn sich Heterosexuelle privat lieben, anstatt nun auch noch heiraten zu wollen?

kann man Diskriminierung bekämpfen, ohne auf Alterität zu verzichten, Gleichberechtigung fordern und Verschiedenheit leben.«¹⁰

Zeug_innenschaft nun lässt sich als Phänomen beschreiben und als eine ethisch-politische Praxis verstehen, die genau das leistet. Im öffentlichen Raum tut sie dies gleichsam am doppelten Ort der Be- und Entgrenzung.¹¹ Damit Minoritäten einer Gesellschaft leben und sich entfalten können, bedürfen sie *einerseits* der Schutzräume.¹² Marion Brown und Marc Colbourne haben in einem Projekt die Resilienz Queerer Jugendlicher in Nova Scotia untersucht. In der Auswertung ihrer Studie betonen sie nachdrücklich die Wichtigkeit von *gay and ally communities*:

»Locating and securing the means to break social isolation, accessing the gay and ally community, and sharing identity are cornerstones in naming protective features that contribute to resilience [...].«¹³

Diese Communities verstehen Brown und Colbourne als »safe spaces«, weshalb sie dafür plädieren, Orte zu schaffen, an denen LGBTQIA⁺-Personen »explore one's identity and its meanings«¹⁴. Auch Michael Sadowski stellt in seiner Studie zur Resilienz von jungen Queers in den USA fest, dass

»[f]inding spaces such as school- or community-based LGBTQ youth groups that felt genuinely safe and relationships in which they could communicate openly, be themselves, and have their identities affirmed was associated for many with the cessation of risk behaviours and a greater sense of self-acceptance«¹⁵.

Gleichsam gestärkt durch den Ort der Begrenzung, in dem Menschen des LGBTQIA⁺-Spektrums sich gegenseitig bezeugen und so ihr Selbstverständnis stiften, bedürfen Minderheiten *andererseits* der Orte der Entgrenzung. Damit Zeug_innenschaft ihr ethisch-politisches Potenzial entfalten kann, braucht es innerhalb einer Gesellschaft Orte, welche die Möglichkeit bergen, das für Unbetroffene Unverständliche verstehbar zu machen. Damit die Grenzen und Gräben einer Gesellschaft auch gesehen werden, bevor die damit einhergehenden Missstände eskalieren, sind Räume vonnöten, an denen ein hörbares Kollektiv sich zusammentut und Zeugnis gibt von den aus- und begrenzenden

¹⁰ Gammerl, anders fühlen, 7.

¹¹ Dieser doppelte Ort lässt sich auch mit dem zweifach gerichteten Handeln von LGBTQIA⁺-Communities begründen. Diese sind in der Regel sowohl um ein Gemeinschaftsgefühl *nach innen* als auch eine Artikulation von gesellschaftlichen und politischen Forderungen *nach außen* bemüht (vgl. Roth, Art. Soziale, 786f.). Vgl. dazu auch Lembke-Peters, Die LSBTIQ^{*}, der diese Netzwerkarbeit auf ihre politisch-gesellschaftliche Anerkennung hin befragt.

¹² Einen Aspekt, den ich erst im letzten Unterkapitel (s. IV.5.2. und IV.5.3.) berücksichtigen werde, ist, inwiefern architektonische und raumplanerische Parameter Einfluss auf Zeug_innenschafts-Orte als Schutzräume haben, sie gar eine Schlüsselfunktion für Fragen sozialer Nachhaltigkeit haben. Vgl. dazu Brandes, Gender, insbes. 67–119.

¹³ Brown/Colbourne, Bent, 274.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Sadowski, In a Queer, 10.

Erfahrungen. Bezeichnenderweise stammt das #actout-Manifest nämlich gerade nicht von einer einzelnen Person, aber auch nicht von einer homogenen Gruppe:¹⁶

»Wir sind Nachwuchs, in der Branche Etablierte und nicht Etablierte. Wir sind in einer Zeit aufgewachsen, in der Homosexualität noch unter Strafe stand, und wir sind jünger als Elliot Page. Wir kommen vom Dorf, aus der Großstadt, wir sind People of Color, Menschen mit Migrationserfahrung und Menschen mit Behinderung [...].«¹⁷

Das Zeugnis der 185 Schauspieler_innen ist multiperspektivisch und polyphon. Und doch verbindet sie, dass Hass, Unrecht und Diskriminierung zu ihrem Alltag gehören. Ihr Zeugnis ist ein Vorzeichen dafür, was geschieht, wenn ihre Ängste und Sorgen nicht gesamtgesellschaftlich ernst genommen werden. Und das sowohl auf der Ebene der Kultur als auch der Politik. Oder im Anschluss an Gümüşay formuliert: Die öffentlichen Zeugnisse von LGBTQIA⁺-Personen sind »Seismografen für die Gefährdungen unserer Demokratie« (*SuS* 108). Wenn *Zeug_innenschaft* ein sprachliches Phänomen ist, insofern sich Menschen als sprachliche Wesen nur dialogisch, d.h. im Gespräch und in der Verständigung mit und durch andere begreifen und so den gemeinsamen Lebensraum stiften und gestalten können, braucht es in diesem Lebensraum Orte, die *Zeug_innenschaft* ermöglichen, wie es ebenso gilt, Räume zu benennen, in denen die Anerkennung von *Zeug_innenschaft* nicht möglich ist oder gar verunmöglich wird. Denn genauso, wie Räume erst dadurch entstehen, dass Grenzen gezogen werden, so eröffnen sich neue Räume, wenn ihre Grenzen durchlässig werden oder Räume mit anderen Räumen verbunden werden. Welche Konsequenzen hat *Zeug_innenschaft* sodann in und für kulturelle und politische Räume? Welche Rolle nehmen Institutionen dabei ein? Wie müssen Orte beschaffen sein, damit in ihnen nicht nur Zeugnis gegeben werden kann, sondern sie auch die Möglichkeit bergen, ein Zeugnis anzunehmen? Was bedeutet es, *Zeug_innenschaft* als eine für die Zukunft gesicherte sowie Zeugnisse sichernde Form des Erinnerns zu verstehen? Und was macht *Zeug_innen* zu politisch und moralisch Handelnden? Diese Fragen werden im folgenden Kapitel anhand der Positionen Sibylle Schmidts, Aleida Assmanns und Thomas Bauers erörtert.¹⁸

¹⁶ Das Akronym LGBTQIA⁺ (Lesbian, Gay, Bisexual, Transsexual, Queer, Intersexual, Asexual u.a.) ist ein sprechender Beweis dafür. Zur internationalen Verwendung des Akronyms vgl. O'Flaherty, Sexual. Der Begriff *Queer* wird als Sammelbezeichnung für das Akronym verwendet (zur Begriffs geschichte vgl. Genschel et al., Anschlüsse).

¹⁷ Emcke et al., Ich komme, 13.

¹⁸ Dabei ist *einerseits* zu beachten, dass die nachfolgenden Darstellungen und Interpretationen keine trennscharfe Unterscheidung zwischen Orten und Räumen machen, insofern davon ausgegangen wird, dass »sie sich gegenseitig ergänzen und bedingen« (Escher/Petermann, Raum, 7). Das hängt auch damit zusammen, dass im Folgenden sowohl metaphorische als auch real existierende Räume bzw. Orte angesprochen werden. Wo die genannten drei Positionen eine Unterscheidung indes selbst explizit gebieten, wird diese in der Argumentation berücksichtigt. Nicht nur sind in jeder Gesellschaft die beiden Begriffe von Vorstellungen und durch vielfältige Bedeutungs zuschreibungen geprägt, sondern sie unterscheiden sich in ihrer Abhängigkeit von fachdisziplinären Perspektiven und ihrer Forschungsthematik (vgl. bspw. Günzel, Raum) sowie der Konstitution der Gesellschaft (vgl. Herlyn, Zur Aneignung). Definitionsversuche sind sodann immer auch Veränderungen unterworfen, weshalb sich eine allgemeingültige Beschreibung der Begriffe bisher nicht durchsetzen konnte. Eine Besprechung unterschiedlicher Positionen und kurze instruktive Einfüh-

Mit Schmidt wird gefragt, wie sich Vertrauen im öffentlichen Raum denken lässt, setzt Vertrauen doch in der Regel eine *vertraute*, d.h. persönlich gestiftete und gewollte Beziehung voraus. Damit verbunden ist die grundsätzliche Frage, wie Zeug_innenschaft als soziale und damit stets fehlbare Praxis überhaupt zuverlässiges Wissen generieren kann, Zeug_innenschaft folglich auch und gerade eine epistemische Praxis ist. Die Erörterung der Arbeiten Assmanns knüpft daran an und diskutiert, wie an Zeug_innenschafts-Orten kollektiv über die Folgen von Zeugnissen gestritten, ihr bezeugtes Wissen, ihr Erkenntnisgewinn ausgehandelt wird, sodass eine Gesellschaft sich darauf auch in Zukunft beziehen kann und will. Und mit Bauer wird schließlich eruiert, ob und, wenn ja, wie (sich) dieser Aushandlungsprozess die Multiperspektivität und Polyphonie der Zeug_innenschaft und ihrer Zeugnisse bewahren kann. »Wir sind schon da« ist ein politischer Zeug_innenschafts-Imperativ an eine Kultur und Politik, die gerecht sein will – wo findet eine solche statt?

rung in die Raum- und Ort-Debatte bietet Bingel, Dritte, 25–51. Auf den Ort als Utopie komme ich später (s. unten IV.5.) zurück. Andererseits sei erwähnt, dass der phänomenologische Bezugspunkt dieses Kapitels – die Zeug_innenschaft von LGBTQIA⁺-Personen –, abgesehen von Bauer, der sich mit der Thematik aber ausschließlich aus historischer und religiöser Perspektive beschäftigt hat, von den drei behandelten Positionen nicht intendiert ist und von Schmidt und Assmann auch nicht wissenschaftlich bearbeitet wurde.